Sonntags-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchen es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürstenthümer; für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich. In Berlin abonnirt man bei der Haupt-Expedition, SW. 19, Jerusalemerstr. 46/47; sowie deren Filialen: Leipzigerstr. 103, Ecke Friedrichstr.; Potsdamerstr. 33; Königstr. 56/57; Prinzenstr. 41; Alt-Moabit 138; Schiffbauerdamm 1; Große Frankfurterstr. 33; ferner bei allen Postämtern und Zeitungsspediteuren.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
für das „Berliner Tageblatt“ und „Handels-Zeitung“, sowie das illustr. Wochenblatt „ULK“, die sonntägl. Montags-Ausgabe „Zeitgeist“, die „Technische Rundschau“, die illustr. Halbwochen-Chronik „Der Welt-Spiegel“ und „Haus- und Garten“ durch die Post bezogen vierteljährlich 5 M. 75 Pf. Ausland excl. Postaufschlag; für Berlin bei täglich zweimaliger Zustellung monatl. 2 M., vierteljährlich 6 M. Direct unter Kreuzband vierteljährlich: für Ausland 18 M., für Inland 14 M. Inserate Zeile 60 Pf. („General-Anzeiger“ 20 Pf.) werden d. d. Exped. SW. 19, Jerusalemerstr. 46/47, sowie deren Filialen: Leipzigerstr. 103, Ecke Friedrichstr.; Potsdamerstr. 33; Königstr. 56/57; Prinzenstr. 41; Alt-Moabit 138, Schiffbauerdamm 1; Große Frankfurterstr. 33, angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 68. **Berlin, Sonntag, den 7. Februar 1904.** **XXXIII. Jahrgang.**

Hierzu die Illustrierte Halbwochen-Chronik „Der Welt-Spiegel“ Nr. 11.

□ Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Die Krieg- und Friedensfrage zwischen Japan und Rußland steht noch immer auf dem alten Fleck. Die mißbegierigen Liebhaber sind nach wie vor darauf angewiesen, die Gänseblümchenfrage „Es gibt Krieg — es gibt ihn nicht“ herunterzuleiern. Freilich ohne nach der Ceremonie um einen Deut klüger zu sein als vorher. Die Ueberreichung der Antwort Rußlands an die Regierung des Mikados hat sich bis gestern verzögert, und die ungeduldigen Organe der Londoner Presse, die eine Reihe sensationshungriger Korrespondenten nach dem fernen Osten entsandt, wußten wiederholt ellenlange Kabeltelegramme aus Tokio zu bringen, die kategorisch erklärten, daß nunmehr jede Aussicht auf Erhaltung des Friedens geschwunden sei. Diese neunmalweisen Politiker hatten dabei ganz übersehen, daß die japanische Regierung noch nicht einmal in den Besitz der russischen Antwort gelangt sei, sodaß dem Kabinett Katsura es beim besten Willen nicht möglich gewesen wäre, bündig zu erklären, ob ihm die russische Antwort genüge oder nicht. Eine solche Kleinigkeit geniert aber die britischen Kriegstreiber nicht, und so wird lustig darauf los depeschiert, daß der Krieg nun endlich unvermeidlich geworden.

Es ist möglich, daß die Ereignisse in früherer oder späterer Zukunft diesen Propheten auf eigene Faust Recht geben werden. Es ist aber ebenso möglich, daß sich die Herren schließlich als Mitglieder der Zunft der falschen Propheten erweisen. Immerhin muß es auffallen, daß, wie aus Paris prahlerisch verkündet wurde, die russische Note ihrem Inhalt, wenn auch nicht ihrem Wortlaut nach den Kabinetten von Paris, London und Washington vertraulich mitgeteilt worden sei. Man hat vielfach bemerkt, daß in dieser Aufzählung von Vertrauensmännern Rußlands die Anführung der deutschen Reichsregierung fehlte. Ob ein tieferer Grund für diese Clision vorhanden, sei vorläufig dahingestellt, umsomehr, als in der russischen Presse inspirierte Stimmen laut wurden, die in den Tönen höchster Anerkennung das Lob der Berliner Wilhelmstraße und der deutschen Zeitungen ob ihrer korrekten Haltung sangen, an der sich die Organe der verbündeten Macht Frankreich sehr wohl ein Muster nehmen könnten. Ob wir besonderen Grund haben, auf diese russische Anerkennung stolz zu sein, soll hier nicht näher untersucht werden. Jedenfalls bleibt es auffällig, daß die Pariser Auffassungen gleichfalls in den letzten Tagen nach Kenntnisnahme des Inhalts der russischen Note eine wesentliche Verschiebung erfuhren.

Aus der optimistischen Anschauung, die bis dahin an der Seine geherrscht, erwuchs plötzlich eine pessimistische Betrachtungsweise, über deren innere Begründung die Ansichten weit auseinandergehen. Während die Einen behaupten, die schwarzseherische Ansicht beruhe auf der intimen Kenntnis von der Unzulänglichkeit des russischen Entgegenkommens, meinen die Anderen, man wolle durch die Verlegung jeglichen Optimismus' einen Druck auf Japan ausüben, um ihm klarzumachen, daß es ein verwegenes Spiel treibe, wenn es trotz des Entgegenkommens des Zaren bei seiner ablehnenden Haltung verharre und so absichtlich dem Kriege entgegentreibe. Rußland habe die Welt davon überzeugt, daß es ernstlich den Frieden erstrebe. Japan wäre daher als der Friedenbrecher anzusehen, wenn es sich jeder Versöhnlichkeit abhold zeige. Beide Auffassungen sind, jede in ihrer Art, berechtigt. Es fragt sich nur, ob Japan überhaupt auf europäische Sympathie oder europäische Unzufriedenheit irgend welches Gewicht legt.

Der eigentliche Mittelpunkt des Konflikts ist, wie sich herausgestellt hat, lange nicht so sehr die Stellung Japans oder Rußlands in Korea als das Verhältnis Rußlands zur chinesischen Oberhoheit über die Mandschurei. Japan sagt nicht ganz mit Unrecht, daß Rußland sich verpflichtet habe, zu einem bestimmten Termine die Mandschurei zu räumen; diese Verpflichtung sei von der Regierung Nikolaus II. nach Ablauf des festgesetzten Termines ebensowenig eingehalten worden wie das Versprechen Großbritanniens aus dem Jahre 1882, Egypten zu räumen. Die Zusagen europäischer Großmächte in solchen Dingen genossen daher — wenigstens bei ostasiatischen Völkerschaften — nur noch eines beschränkten Kredits. Japan, das so vielfältige Interessen in der Mandschurei besitze, wolle nicht in die Lage Frankreichs gegenüber der Festsetzung Englands am Nil geraten und seinen Einfluß in der Mandschurei völlig vernichtet sehen. Man muß gestehen, daß diese Stimmungen im Lande der aufgehenden Sonne die strikte Logik für sich haben. Aber der Realpolitiker wird sich sagen, daß die Ordnung der Verhältnisse zwischen den einzelnen Staaten sich nicht immer nach den Regeln strenger Folgerichtigkeit entwickeln läßt. Rußland seinerseits beharrt darauf, daß es sich über die Mandschurei und deren Räumung lediglich mit China zu verständigen und auseinanderzusetzen habe; dritte Staaten und deren Wünsche kämen dabei garnicht in Frage.

Wenn man sich erinnert, daß diejenige Macht, die sich durch die Okkupation der Mandschurei seitens der Russen am meisten gekränkt fühlte, England gewesen ist, so wird man zu der Vermutung kommen müssen, daß der Mikado, indem er sich der russischen Oberhoheit in jenen bisher chinesischen Gebietsteilen widersetzt, in letzter Linie lediglich die Kastanien für das Kabinett von St. James aus dem Feuer holt, eine Rolle, die — wie man weiß — die englische Diplomatie sehr gern befreundeten Mächten zuzuteilen pflegt. Japan würde also, wenn es sich in das Kriegsabenteuer wirklich einläßt, fast ausschließlich die Geschäfte der englischen Politik besorgen. Gewissenhafte Staatsmänner in Tokio müssen sich mithin fragen, ob das ihnen angesonnene Spiel des Einsatzes wert ist. Mag es immerhin gelungen sein, die japanischen Volksleidenschaften zur Höhe einer nationalen Sturmflut emporzupeitschen, so weiß man doch zur Genüge, daß es im Rate des Mikados an maßvollen und besonnenen Männern nicht fehlt, die sich dagegen sträuben, sich widerstandslos von den volkstümlichen Leidenschaften mitfortreißen zu lassen.

Auch in Rußland fehlt es gegenüber den hochmögenden Elementen, die zum Kriege treiben, nicht an zurückhaltenden Faktoren, an deren Spitze der Zar selbst steht. Es sind nicht nur allgemeine humanitäre Erwägungen, nicht nur finanzielle Bedenken, die an der Newa für die Friedenerhaltung plädieren, sondern es ist vor allem auch die Einsicht, daß Rußland zur Zeit eine Zersplitterung und Verzettelung seiner materiellen Kräfte umsoweniger brauchen kann, als das nahende Frühjahr die Aufmerksamkeit der Petersburger Staatsmänner wieder mehr als bisher auf die Vorgänge in den Balkan-Staaten zu konzentrieren zwingt. Graf Goluchowski hat es dieser Tage erst mit vielem Freimut vor der ungarischen Delegation anerkannt, daß die russisch-österreichische Reformaktion für Macedonien vier Monate, nachdem sie eingeleitet worden, noch keine greifbaren Früchte zu zeitigen vermocht hat. Die sprichwörtliche Langsamkeit in den Entschließungen der Pforte, die man, solange man den Frieden will, nicht in ihr Gegenteil zu verkehren vermag, trägt zum großen Teile die Schuld an diesem unerquicklichen Stande der Dinge. Wochenlang mußte man verhandeln, um den Sultan dazu zu bringen, in die Einsetzung europäischer Militärkommissare als Ueberwachungsbeamte einzuwilligen. Eine der Pforte zugemutete Amnestie für die in ihre Heimatsorte zurückgekehrten Aufständischen begegnet bei dem Divan schweren und, wie man zugeben muß, gerechtfertigten Bedenken. Nachdem der Führer der macedonischen Bewegung, Boris Sarafow, auf seiner jüngsten Reise nach Italien in mütterrechtlichem Cynismus den Wiederbeginn der revolutionären Bewegung in Macedonien auf die Tage verheißen hat, da der „Schnee schmilzt“, unterliegt es kaum einem Zweifel mehr, daß die etwa amnestierten Mitglieder der Komitatschis sofort wieder zu den aufständischen Fahnen eilen würden, sobald Sarafow das Zeichen zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten geben sollte. Unter solchen Umständen kann man es Abdul Hamid kaum verdenken, wenn er ernstlich zögert, von seinem Begnadigungsrecht jenen Gebrauch zu machen, den die Reformmächte ihm oktroyieren wollen.

Zu alledem kommt noch, daß die kleinen Balkanstaaten Bulgarien und Serbien sich in äußerst prekärer Lage befinden. Ihre inneren Verhältnisse fassen an Konsolidierung fast alles zu wünschen übrig. Mühselig erhält sich in Sofia Fürst Ferdinand über Wasser, und König Peter steht sich in Belgrad gleichzeitig von der Partei der Königsmörder, von der er sich nach dem Willen der Mächte abwenden soll, und den Anhängern der gefallenen Dynastie bedrängt. Für beide Repräsentanten der Monarchie böte sonach eine Ablenkung nach außen hin, das heißt eine Parteinahme für die Aufständischen, das ersehnte, fast unumgängliche Allheilmittel. Der Streit der Diplomaten in Belgrad, der seit dem 1. Januar alten Stils noch immer anhält, hat sich somit als eine sehr zweischneidige Waffe erwiesen.

Es ist für Deutschland in mehr als einem Sinne angenehm, daß es an diesen Balkan-Wirren fast garnicht direkt beteiligt ist. Die Aufmerksamkeit des Grafen Bülow konnte sich daher dem Problem der Handelsvertragsverhandlungen und der Niederwerfung des Herero-Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika fast ungeteilt zuwenden. Die Führung der parlamentarischen Debatten im deutschen Reichstage wie im preußischen Landtage konnte er seinen Leutnants überlassen. Daß dies nicht immer zum Vorteil der Regierung ausschlug, darüber wird sich wohl der Reichskanzler und Ministerpräsident keinen Illusionen hingeben. Zum Glück scheint die größte Gefahr in unserer Kolonie beschworen zu sein. Sind auch die Opfer, die an Gut und Blut gebracht wurden, riesengroß, so steht es doch heute schon außer Zweifel, daß die barbarische Revolte niedergeschlagen zu werden vermochte. Daß dies in vergleichsweise so kurzer Frist gelang, wird nirgends so sehr überrascht haben wie bei unseren englischen Vettern, die von dem Worte, daß Blut dicker als Wasser sei, im großen und ganzen wenig zu halten scheinen.

Als stille, wenn auch nicht ganz uninteressierte Beobachter wohnen wir der inneren Krisis bei, die sich in England vorzubereiten scheint. Freilich, wäre das Wort „quod non est in actis, non est in mundo“ wahr, so müßte man angesichts der letzten englischen Thronrede annehmen, daß man in Großbritannien in der besten aller nur denkbaren Welten lebt. Dieses Aktenstück war so nichtssagend und voltigierte an all den Fragen so elegant vorüber, auf deren Lösung es in Wirklichkeit ankommt, daß man bei seiner Lektüre keine Ahnung von den Problemen hat, vor denen der Staat König Eduards VII. fast hilflos steht. Das Ministerium Balfour weiß offiziell nichts von dem Knäuel von Fragen, das Chamberlain aufgerollt hat, es weiß nichts von dem Wiedererstarken des Liberalismus, das die letzten Nachwahlen ahnen ließen. Es weiß nichts von dem Riß, der durch die Partei geht, auf die es sich stützen muß. Mit einem Wort: Herr Balfour und seine Freunde treiben mit einer bis dahin unerreichten Meisterschaft die Politik des Vogels Strauß. Das ehemalige Musterland des Parlamentarismus zeigt in dem Verhalten seiner Regierung heute das Bild eines modernen Staates, wie er nicht sein soll.

Beim Nuntius Caputo.

Ein Interview.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

☞ **Rom**, 6. Februar.

Der neue Münchener Nuntius Monsignor Caputo, der erst vorgestern in Rom angekommen und im Kloster der Franziskanerschwestern Via Cicerone abgestiegen ist, hat mich heute Mittag empfangen. Der Nuntius ist ein etwa fünfzigjähriger Mann, wohl konserviert und rüstig. Er hat tiefschwarze Haare, lebhafte, kluge, schwarze Augen und überaus einnehmende Züge. In seinem freimütigen und offenen Wesen liegt etwas von dem Charme, wie ihn namentlich die Süditaliener so häufig besitzen, ein Charme, der ihm sicher in München alle Sympathien gewinnen wird. Monsignore ist ein echter Neapolitaner von der besten Art. Er bittet den deutschen Journalisten ohne weiteres rechts zu sich aufs Sofa und will nicht dulden daß der Besucher den Hut abnehme.

„Wir sind hier nicht in Deutschland,“ meint der Nuntius, „hier im schönen Land Italien gibt es keine durchwärmten Zimmer, und wer sich nicht in acht nimmt, holt sich im Nu die schönste Erkältung.“

Der Nuntius behält also seinen Bischofshut, ich meinen Cylinder auf, und unsere Unterhaltung vollzieht sich unter so angenehm-demokratischen Umständen, daß alle diplomatischen Perrücken und Zöpfe darob aus ihrem seelischen Gleichgewicht kämen. In München freilich wird man den einfachen demokratischen Charakter des neuen Nuntius desto besser verstehen und würdigen.

„Wissen Sie,“ erzählt mir Monsignore, „daß meine Gemeinde in Altamura mich durchaus nicht fortlassen wollte? Sie hielten mich beinahe mit Gewalt fest, und ich hatte meine liebe Not, die Leute zu beruhigen. Als Papst Leo mich seinerzeit nach Altamura sandte, bestand daselbst seit acht Monaten bereits ein schwerer Konflikt zwischen den geistlichen und weltlichen Behörden, aber es gelang mir bald, jeden Zwist beizulegen, und heute herrscht in Altamura das beste Einvernehmen und die schönste Harmonie.“

„Euer Exzellenz,“ warf ich ein, „ist also ein Mann des Friedens!“

„Hätte mich sonst der Papst auf den Münchener Posten geschickt?“ war die Antwort. „Ueberall und wo immer das Interesse der Kirche es zuläßt, ist ja der Frieden mein einziges und aufrichtigstes Bestreben.“

Ich frage: „Ist es also wahr, wie es unlängst hieß, daß Euer Exzellenz sich von allen innerpolitischen Angelegenheiten gänzlich fernhalten werde?“

Monsignore erwiderte: „Mein Programm wird ganz dasjenige des Papstes Pius sein, das sich bereits so glücklich bewährt hat. Religion und Politik laffen sich ihrem ganzen Wesen nach nicht immer und völlig trennen. Da kommt eben alles auf den persönlichen Takt an. Ich werde alle schwebenden Fragen auf das gründlichste studieren, ich werde überall die äußerste Vorsicht und Delikatesse walten lassen und werde die Kluft der Parteien nicht zu erweitern, sondern zu überbrücken suchen. Kurz, meine Losung wird sein, wie die Franzosen sagen: nser des menagements.“

„Wird dies,“ fragte ich, „Euer Exzellenz auch gelingen?“

„O warum nicht?“ lautete die Entgegnung, „früher wechselten die Münchener Nuntien jeden Augenblick; kaum beherrschten sie die Verhältnisse einigermaßen, so hieß es fort! Dieser fluktuierende Zustand muß ein Ende nehmen. Papst Pius legt der Münchener Nuntiatur, wenn sie auch nominell nur zweiten Ranges ist, eine überaus hohe Bedeutung bei, da sie ja nicht allein für Bayern, sondern für ganz Deutschland Geltung hat. Was mich betrifft, so werde ich vermutlich mehrere Jahre in München bleiben; ich hal